

Aus dem Inhalt:

Er hüllt uns in sein Licht

Warum mußte Jesus sterben?

Lichtblicke

Leserecho-

Noch einmal: Tempel und Islam

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Er hüllt uns in sein Licht

Ulrich von Hasselbach

Über das Festhalten an Gott trotz Not und Leid

»Wenn einer zu mir ruft, so will ich antworten, und wenn einer in Not ist, so bin ich bei ihm und hülle ihn in Licht.« (Psalm 91, 15)

Das menschliche Leben umfaßt beides: Freude *und* Leid. Das *Leid* äußert sich in vielerlei Gestalt. Eine davon ist die Endlichkeit, das Aufhören. Der große Weise des fernen Ostens, Gautama Buddha, hat das *Leben* deshalb als *Leiden* gesehen, weil nichts darin Bestand hat. Weil auch das Höchste, Beste und Wertvollste irgendwann aufhört. Weil auch tiefste Freude und größtes Glück nicht von Dauer sind, sondern vergehen und damit doch wieder nur die Vorstufe neuen Leidens sind.

Kann man das wirklich so sehen? Gibt es nicht Augenblicke, zu denen man wirklich sagen möchte: »Verweile doch, du bist so schön«, Augenblicke, in denen die Freude so unmittelbar und bezwingend ist, daß wir einfach darüber das Ende vergessen, das ja unausweichlich kommen wird? Und es sind nicht nur *Augenblicke*. Mancher schaut ja in seinem Alter auf *das Ganze* unendlich dankbar zurück. Die Erinnerung vermittelt ihm das, was er als Geschenk und Reichtum empfunden hat und was er auch jetzt empfindet.

Und doch bleibt auch das erfüllteste Leben nicht vom *Leid* verschont. Das beginnt schon bei der Geburt, die von der Mutter, aber doch wohl auch von dem neuen Wesen, das da ins Leben hinaustritt, erlitten wird. Und am Ende wird der Tod erlitten. Denn das Sterben haben wir ja alle vor uns. Wir wissen, es kann mit quälenden Schmerzen verbunden sein, es kann auch ganz schnell geschehen, in einem Augenblick. Mancher darf einfach einschlafen. Warum es dem einen so und dem anderen so ganz anders geschieht, das kann keiner sagen. Irgendein Leid aber ist mit dem Sterben wohl immer verbunden, und wenn es nur das Abschiednehmen ist von allem Vertrauten, von Gefährten und Freunden, von dem, woran das Herz gehangen hat, Abschied für immer.

Aber deshalb nun, weil alles aufhört, weil nichts bleibt, das Leben insgesamt als Leiden anzusehen, das wäre doch wohl eine Einseitigkeit, die wir uns nicht zu eigen machen wollen. *Leben* ist doch *Geschenk*, und ein schönes Geschenk. Sicher bleiben uns die schmerzlichen Erfahrungen nicht erspart, in allen Lebensbereichen. Wir geraten in Not, einmal in die *Nöte des Herzens*, in Enttäuschungen etwa, in das Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit, eigenen Versagens und eigener Schuld, in das Innwerden der eigenen Leere, der Ferne von Gott und vom Nächsten. Dann gibt es da noch das Unverstandensein, die Einsamkeit, die Verlassenheit. Und verbunden mit der Not des Herzens die *Not des Geistes*, die Not des eigenen Denkens und Erkennens, etwa dort, wo sich immer wieder Fragen stellen, auf die einfach keine Antwort da ist. Fragen, die Not bedeuten, Not des Herzens und Not des Geistes.

Leid und Not gehören zur Lebenswirklichkeit. Sie können auch in *unser* Leben treten, wenn sie nicht schon getreten sind. Not und Leid bedeuten Beeinträchtigtsein, Bedrängtheit, Belastetsein. Sie müssen getragen und gemeistert werden. Und nun spricht der Dichter des 91. Psalms in alle Bedrängnis hinein – und er formuliert so, als ob Gott selbst es sagt –: »Wenn einer zu mir ruft, dann will ich ihm antworten, und wenn einer Not leidet, dann bin ich bei ihm und hülle ihn in Licht.« Nun, der letzte Satzteil ist eine sehr freie Übersetzung, ja eigentlich eine Zufügung zum ursprünglichen Text, er geht auf Jörg Zink zurück. Er findet sich in seinem Buch »Womit wir leben können«. Jörg Zink hat dies wohl hinzugefügt, weil die Worte »und hülle ihn in Licht« genau das wiedergeben, worin das Beisussein Gottes spürbar wird. Wenn er uns nahe ist oder wenn wir uns in ihn hineingeben, dann geschieht es eben, daß es hell wird *um uns* und *in uns*. Gott hüllt uns in Licht. Mit unserer Not und unserem Leid. Nicht etwa so, daß nun Leid und Not verschwänden, aber sie verlieren gleichsam ihren Stachel. Sie verlieren das Finstere, das uns zu verfinstern droht.

Dürfen wir *anderes* von Gott erwarten? Dürfen wir erwarten, daß er uns von Not und Leid befreit? Und dürfen wir beten, daß er es tun möge? Unserer Erfahrung entspricht es, daß Gott manchmal auch den Gläubigsten, den ihm ganz Vertrauenden *äußerlich* in Not und Leid beläßt. Die *Umstände* verändern sich nicht, aber die *Situation* ändert sich entscheidend. Denn »er hüllt uns in sein Licht«.

Wenn sich aber nun an den Gegebenheiten so oft nicht viel ändert, hat es dann Sinn, darum zu beten? Also nicht nur um *Hilfe* in der Not, sondern um die *Aufhebung* der Not? Um die Beseitigung dessen, was uns so zu schaffen macht? Daß er uns also nicht nur, um mit den Worten eines uns allen bekannten Chorals zu sprechen, »in seiner Gnad' erhalte fort und fort«, sondern daß er uns auch »aus aller Not erlöse hier und dort«? Wir *dürfen* so beten. Warum *nicht*? Wir dürfen uns nur nicht fälschlich darauf verlassen, daß nun alles so komme, wie wir es erhoffen. Und wir dürfen es vor allem Gott nicht vorhalten, wenn es *nicht* geschieht.

Auf der anderen Seite gibt es aber auch Beispiele dafür – so wenig sie erklärbar sein mögen –, daß Gebete, etwa um Hilfe oder Bewahrung vor einer drohenden Gefahr, überraschend und völlig unerklärlich in Erfüllung gehen. Man könnte hier also sagen: unser Beten ist ein *Beten auf Risiko*.

Daß wir etwas von Gott erzwingen können, das ist sicher nicht der Fall. Und doch heißt es: »Wenn einer zu mir ruft, dann will ich ihm antworten«. Er hüllt uns in sein Licht – *das* ist seine Antwort, und das ist viel. Wenn uns dies geschieht, dann können wir es wohl dem Psalmdichter nachfühlen, daß er im Überschwang seiner Erfahrung sagt: »Wenn ich nur dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde.« Wenn ihm gleich Leib und Seele verschmachten, so ist ihm doch Gott seines Herzens Trost. Darin klingt Freude, Freude an Gott. Freude inmitten von Leid und Not. »Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte.«

Wir erleiden viel im Laufe unseres Lebens. Das muß einen Sinn haben. Und wenn es einen Sinn haben soll, so ist andererseits ein Leben auch nicht rund und richtig, wenn es *ohne Freude* ist. Und was wir von uns aus suchen sollen, das ist

nicht Trübsinn und Traurigkeit, nicht Lebensunlust, sondern Lebensfreude. Lebensfreude auch in einem Leben mit Bedrängnissen und Nöten. Im Johannes-Evangelium sagt Jesus unmittelbar vor seinem Aufbruch auf den letzten und schwersten Weg: »Dies alles habe ich zu euch gesagt, damit meine Freude in euch bleibe. Euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.« Nun, er war ganz offenbar in Licht gehüllt, und Gott war bei ihm auch in dieser Stunde.

Aufgetragen ist uns allen, Leid zu lindern, wo immer wir es können. Unser Leid aber, unser ganz persönliches eigenes Leid soll uns nicht von Gott abwenden, sondern für Gott lockern und bereit machen, uns öffnen für sein tröstendes Licht. Dann mag sich an uns bewahrheiten, was Jesus in den Seligpreisungen der Bergpredigt sagt, und was Johannes Brahms in seinem Deutschen Requiem so unvergleichlich schön vertont hat: »Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.«

(aus einer Predigt in Duisburg am 31. Mai 1987)

Warum mußte Jesus sterben?

Jörg-Dieter Reuß

Die »Vergehen« des Jesus von Nazareth

Warum wurde Jesus zum Tode verurteilt? Ich richte diese Frage nicht an das Evangelische Gesangbuch. Ich richte sie auch nicht an Paulus und die anderen Briefschreiber des Neuen Testaments. Deren Antwort kenne ich. Aber haben sie recht mit ihrer Antwort? Das erscheint mir zweifelhaft. Ich lese das Neue Testament zwar nicht *nur* mit den Augen eines aufgeklärten Historikers. Aber ich kann mich von der historischen Frage (»Wie ist es denn wirklich gewesen?«) auch nicht einfach dispensieren. Im Gegenteil: Mich interessiert brennend, wie es denn *wirklich* gewesen ist – und ob man das anhand des Neuen Testaments noch herausfinden kann.

Tatsächlich sind die Evangelien als historische Quellen mit einiger Vorsicht zu behandeln. Die Texte, die wir da finden, stammen nicht von neutralen Beobachtern, sondern von Christen, mithin von *voreingenommenen* Leuten. Hinzu kommt ein langer mündlicher Überlieferungsprozeß, in dessen Verlauf manches verformt und übermalt worden ist. Diese Geschichten wurden ja nicht nur mit dem Kopf verstanden und weitergegeben, sondern vor allem mit dem Herzen. Heute würden wir sagen: Die seelischen Tiefenschichten waren ganz entscheidend mitbeteiligt. Das war gut so, denn Liebe macht hellhörig. Aber auf der anderen Seite sind so natürlich auch viele Schattenseiten der Menschenseele in die Evangelien mit eingeflossen: unbewußte Verdrängungen und Abwehrmechanismen, Feindbilder und Vorurteile, menschliche und allzumenschliche Interessen.

Warum wurde Jesus zum Tode verurteilt? Die Prozeßberichte der Evangelien geben uns darauf keine befriedigende Antwort. Sie wollen uns glauben machen,

Jesus sei angeklagt worden, weil er den Anspruch erhob: »Ich bin der Messias«. Aber das ist mit Sicherheit historisch unzutreffend. Denn erstens hat sich Jesus nicht selber als Messias bezeichnet, und zweitens war das auch gar nicht strafbar. Es gab vor und nach Jesus eine ganze Reihe von Messias-Anwärtern. Deshalb wurde man in Israel nicht vor Gericht gestellt.

Die Evangelien geben uns hier also eine falsche Auskunft. Das mag damit zusammenhängen, daß schon der Prozeßbericht, der Markus vorlag, kaum etwas historisch Verwertbares enthielt. Die Verhandlung vor dem Hohen Rat fand ja unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt, und die Urchristenheit erhielt natürlich keine Akteneinsicht. Mit der Verhandlung vor Pilatus ist es ähnlich, falls es da überhaupt eine Verhandlung gegeben hat und nicht bloß eine standrechtliche Aburteilung.

Markus legt Pilatus die Frage in den Mund: »Was hat er denn Böses getan?« und erzählt, zu einer Beantwortung dieser Frage sei es nicht gekommen, weil eine aufgebrachte Volksmenge lauthals die Kreuzigung verlangt habe. Damit wird der Eindruck erweckt, Jesus sei eigentlich unschuldig gewesen, und Pilatus habe das insgeheim gewußt. Das Bild ist ja weit verbreitet, und nicht erst seit Nietzsche: Jesus sei ein »Softi« gewesen, ein Unschuldslamm, ein idealistischer Träumer, sanft und konfliktscheu.

Ziehen wir in Betracht, was die Evangelien zuvor über das öffentliche Wirken Jesu berichten, so ergibt sich freilich ein anderes Bild. Dann legt es sich nahe, die Frage »Was hat er denn Böses getan?« umzukehren und so zu stellen: »Was hätte er denn *noch* tun sollen, um die religiöse Führungsschicht seines Volkes gegen sich aufzubringen?« Ich denke, Hans Küng kommt der Wahrheit ziemlich nahe, wenn er feststellt, »daß dieser Mensch (Jesus) sich gegen ungefähr alles vergangen hat, was ... seiner Gesellschaft und ihren Repräsentanten heilig war («Christ sein«, 1974, S. 281).

Heilig und unantastbar war vor allem das *Gesetz*. Es galt zur Zeit Jesu als verbalinspiert, d.h. als wortwörtlich von Gott eingegeben. Nicht nur die Zehn Gebote, sondern die ganze Tora, wie sie in den fünf Büchern Mose steht: mehr als 600 Vorschriften, von denen eine ganze Reihe den Kult betreffen. Jesus hat dieses Gesetz nicht etwa nur ein bißchen liberaler interpretiert, sondern er hat es in wesentlichen Teilen *außer Kraft gesetzt*. Das Rabbinat unterschied z.B. sorgfältig zwischen reinen und unreinen, erlaubten und verbotenen Speisen. Jesus sagte: Dieses religiöse Tabu könnt ihr vergessen. Das Problem sitzt nicht im Magen, sondern im Herzen des Menschen (Markus 7, 18ff). Damit erklärte er ganze Kapitel der Tora für null und nichtig. Es war klar, daß er damit religiöse Gefühle verletzte und Aggressionen auf sich zog.

Ebenso beim *Sabbat*: Die Rabbinen lehrten, der Sabbat sei so heilig, daß er auch im Himmel von Gott und seinen Engeln eingehalten werde. Und nun kommt Jesus und sagt: Der Sabbat ist da *um des Menschen willen*, nicht der Mensch um des Sabbat willen (Markus 2,27). Für damalige Ohren war das ein geradezu revolutionärer Satz. Der Mensch soll nicht mehr fraglos einem vorgegebenen Gesetz gehorchen, sondern selber entscheiden können, was ihm gut tut. – Ja wo kommen

wir denn da hin? Was gibt das für eine Verschiebung im Gottesbild? – Ich denke, genau *darum* war es Jesus zu tun: daß sich im Gottesbild etwas verschiebt *zugunsten des Menschen*. Daß Gott für uns ein anderes Gesicht bekommt.

Bei den Schriftgelehrten galt der Grundsatz: Lieber sollen die heiligen Schriften ein Raub der Flammen werden, bevor sie den *Frauen* in die Hände fallen. Eine Frau kann nicht zum Jüngerkreis eines Rabbi gehören. Auch das sah Jesus anders. Er nahm Frauen in seinen engeren Schüler- und Freundeskreis auf. Das war unerhört. Das war ein Skandalon, ein Stein des Anstoßes.

Skandalös war auch und erst recht, daß Jesus sich mit *Zöllnern und Dirnen* an *einen* Tisch setzte, also mit den stadtbekanntesten Unfrommen, Ungerechten und Unanständigen. Das geht doch nicht, daß da einer kommt und die Grenze verwischt zwischen den Gerechten und den Sündern! So etwas verunsichert allemal die, die sich zu den Rechtschaffenen zählen, und die Verunsicherung macht sich Luft in bohrenden, bissigen Anfragen und Angriffen. Psychologisch gesehen steckt dahinter der heimliche Wunsch: Jesus, laß uns um alles in der Welt unsere Sündenböcke, die wir ausgrenzen können und auf die wir unsere eigenen uneingelegenen Schattenseiten projizieren können.

Für die traditionsbewußte Führungsschicht unerträglich war schließlich, daß dieser Jesus doch tatsächlich so tat, als hätte er die *Vollmacht, Sünden zu vergeben*. Damit beanspruchte er eine Kompetenz, die nur Gott zukam – und die faktisch von den Priestern im Jerusalemer Tempel ausgeübt wurde, wenn sie Sühnopfer darbrachten. Das war ein kompliziertes Ritual, das genau eingehalten werden mußte. Die Sünden »einfach so« zu vergeben, d.h. ohne Priesterweihe, ohne Altar, ohne das heilige Opferblut – dazu hatte niemand ein Recht. Das war einfach nicht schriftgemäß! Noch nicht einmal der erwartete Messias hätte so etwas tun dürfen, geschweige denn dieser dahergelaufene Zimmermannssohn aus Nazareth.

Es zieht sich wie ein roter Faden durch die Evangelien: Was Jesus tut, ärgert und provoziert die religiösen Autoritäten seiner Zeit. Sicher muß man zugeben, daß die Evangelien dabei manches überspitzt darstellen. Die Pharisäer z.B. waren nicht so schlecht, wie sie bei Matthäus wegkommen. Aber daß sich hier ein Konflikt angebahnt hat, kann man nicht gut bestreiten. Dieser Konflikt hat sich zugespitzt in einer *prophetischen Zeichenhandlung*, die Jesus im Jerusalemer Tempel vorgenommen hat. Die Geschichte ist bekannt als die sogenannte »*Tempelreinigung*«. Aber diese Bezeichnung ist irreführend. Jesus will den Tempel mit dem ganzen Opferbetrieb nicht reinigen, sondern *abschaffen!*

Was Jesus da gewagt hat, war eine ungeheuerliche religiöse Provokation. Da ging es nicht bloß um Geschäftsschädigung. Wer den Opferkult in Frage stellte, stellte die *Existenzberechtigung* des Tempels in Frage. D.h. er vergriff sich am Heiligsten, was Israel damals hatte. Er beging ein Sakrileg, einen Religionsfrevel. Es ist darum mehr als glaubhaft, wenn Markus erzählt, die Hohenpriester und Schriftgelehrten hätten daraufhin den Plan gefaßt, diesen Tempelschänder zu beseitigen.

Daß Jesus tatsächlich den Opferkult und damit den ganzen Tempelbetrieb abschaffen wollte, wird durch zwei seiner Worte bestätigt, die sich freilich nur in apokryphen, d.h. außerbiblichen, Evangelien erhalten haben. Im Ebionäer-Evangelium sagt Jesus unumwunden: »Ich bin gekommen, um die Opfer abzuschaffen«, und im Thomas-Evangelium kündigt er an: »Ich werde den Tempel so zerstören, daß niemand ihn wieder aufbauen kann.« Beide Sprüche gehen mit hoher Wahrscheinlichkeit auf Jesus selbst zurück (vgl. John B. Crossan, »Der historische Jesus«, München 1994). Sie passen zusammen, und sie passen zu dem, was Jesus im Tempel demonstrativ deutlich gemacht hat.

Es kommt noch etwas hinzu. Bei Markus ist der symbolische Angriff auf den Tempel eingebettet in eine ganz merkwürdige Rahmenhandlung. Auf dem Weg nach Jerusalem hat Jesus Hunger. Er sieht einen Feigenbaum, aber der hat keine Früchte. Da verflucht Jesus den Baum. Dann wird die Protestaktion im Tempel erzählt. Und am Tag darauf, sagt Markus, war der Feigenbaum verdorrt bis hinab an die Wurzel. Die Frage, ob man so etwas biologisch für möglich halten soll, geht am Clou der Geschichte vorbei. Wie das Umstürzen der Wechsellische und Taubenstände im Tempel, so ist auch die Rahmenerzählung vom Feigenbaum *symbolisch* gemeint. Wie Jesus den fruchtlosen Feigenbaum zerstört, gerade so will er auch den nutzlosen Tempel zerstören. Denn *Gott*, wie Jesus ihn versteht, *will und braucht keine Sühneopfer*. Niemand muß sterben, weder Mensch noch Tier, um diesen Gott gnädig zu stimmen.

Aus naheliegenden Gründen (Konfliktreduzierung in der Verfolgungssituation!) hat die frühe Christenheit das Jesuswort vom Tempelabriß umgebogen und als böswillige gegnerische Verleumdung hingestellt (Markus 14,57f). Passende und unpassende Zitate aus dem Alten Testament wurden herangezogen, um die Tempelaktion Jesu zu deuten – oder vielleicht auch zu verschleiern und zu verharmlosen. Aber das ist noch einmal eine andere Geschichte.

Soviel hätte ich gern festgehalten: Jesus hatte nie die Absicht, sich freiwillig kreuzigen zu lassen, um als stellvertretendes Opfer die Strafe für unsere Sünden zu übernehmen. Er war kein sanftes Lamm, sondern ein *Querdenker und Reformator*. Ähnlich wie die Propheten vor ihm wollte der den Opferkult abschaffen. Das hat ihn das Leben gekostet. Unter diesen Umständen muß man es schon paradox nennen, daß sein Tod am Kreuz dann ausgerechnet wieder als Sühneopfer ausgelegt wurde.

(gekürzt aus »Freies Christentum« März/April 1997 – weitere Ausführungen zur Deutung des Todes Jesu in »Jesus und der Sühnegedanke« vom selben Verfasser in der Schriftenreihe »Forum Freies Christentum« Heft Nr. 23)

Lichtblicke

Seit November 1996 hat unsere Gruppe der rußlanddeutschen Mitglieder regelmäßig sehr lehrreiche und interessante Gespräche über den Glauben, bei welchen Peter Lange versucht, uns die Bibel und die Grundlagen des Glaubens verständlich zu machen. Für viele von uns ist das einfach sehr wichtig, da ja in Rußland Religion und christliche Feiertage verboten waren (außer Ostern). Wir haben jetzt schon mehrere Texte der Bibel gemeinsam gelesen und Peter Lange half uns dabei mit Erklärungen, so daß wir auch selber öfters die Bibel mit Interesse zur Hand nehmen. Wir freuen uns, an diesen Gesprächen teilnehmen zu können, und sind Peter Lange dankbar, daß er das für uns möglich macht.

Im Namen der Teilnehmer, G. Friesen

Leserecho

Die Schriftleitung freut sich über jede sachliche Leserschrift, die sich auf Veröffentlichungen in der »Warte des Tempels« bezieht. Sie behält sich jedoch Kürzungen vor. Die veröffentlichten Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder.

Anmerkungen zum Thema »Islam« (»Warte des Tempels« März 1997)

Lorenz Mayer kann ich zustimmen. Irene Bouzo sieht es durch die rosarote Brille. Brigitte Hoffmann schreibt sehr vernünftig und aus meiner Sicht auch richtig.

Zu Lorenz Mayer: Er schreibt: »Jesus wird im Islam als Prophet betrachtet und es wird ihm für die Endzeit eine ähnliche Rolle zugeteilt wie in der Apokalyptik des Christentums« – Das wird sicher für die Sunniten zutreffen, nicht aber für die »Ahmadiya-Muslime«, deren Zentrum in Rabwah (Pakistan) ist. Sie lehren, daß Mirza Ghulam Ahmad von Qadian (1835-1908) der »Verheißene Messias« und »Mahdi« sei.

Zu Irene Bouzo: Mit der Toleranz des Islam (ausgenommen Ahmadiya-Muslime, diese sind wirklich tolerant) dürfte es nicht so sein (siehe »Perspektiven« 12/96-1/97, Seite 14: »Indonesien – Radikale Moslems verwüsten 21 kirchliche Gebäude – Pastorenfamilie: Opfer eines Anschlags«).

Zu Brigitte Hoffmann: Ich stimme damit völlig überein, daß Islam und Tempelglaube nicht ohne weiteres miteinander vereinbar sind. Da dürfte es lehrmäßig so manche Unterschiede geben. Koran und Bibel lehren z.T. doch Gegensätzliches. Andererseits übt der Koran an dem Propheten Jesus keinerlei Kritik. Er steht Gott nahe, genießt im Diesseits und im Jenseits Ansehen.

Wolfgang Proksch, Karl-Hubmann-Str. 3/12, A-8530 Deutschlandsberg

Gedanken zur Mitgliedschaft im Islam und im Tempel

In ihrem Beitrag beschreibt die australische Templerin Irene Bouzo, wie sie in sich, in ihrem Denken und ihrem Selbstverständnis als Templerin eine Mitgliedschaft im Islam und im Tempel vereinbaren kann. Sie empfindet beides nicht als etwas Gegensätzliches, sondern vielmehr als Bereicherung. Für Frau Dr. Brigitte Hoffmann hingegen stellen sich dazu einige ungeklärte Fragen, die berechtigt sind und einer Antwort bedürfen.

Vor einiger Zeit las ich einen Bericht über die Quäker, deren einzige Glaubensgrundlage das »Innere Licht« ist, das jeden Menschen erleuchtet. Nach dieser Sicht soll der Mensch *in sich* hören; konsequent gesehen, bedarf er dazu nicht einmal einer »Heiligen Schrift«. Vom Selbstverständnis der Quäker her gesehen wäre es also grundsätzlich möglich, daß jemand ein christlicher, muslimischer oder buddhistischer Quäker ist.

In der Tempelgesellschaft sieht dies ein wenig anders aus, da sie sich offiziell als »freie christliche Gemeinde« versteht. Dennoch glaube ich, daß es durchaus möglich ist, als Templer ebenso einer nichtchristlichen Religion anzugehören, wie es ja auch möglich ist, im Rahmen einer Doppelmitgliedschaft gleichzeitig zu einer christlichen Konfession zu gehören.

Offiziell ist Jesus für die Tempelgesellschaft nicht Gott, sondern einer der gewaltigsten Geisteshelden, die je das Menschengeschlecht hervorgebracht hat. Auch sieht sie ihn nicht, wie trinitarisch orientierte Bekenntnisse, als buchstäblichen Gottessohn, sondern als »Sohn dem Geiste, seinem Wollen und Denken nach«. Diese Sicht könnte auch ein Muslim durchaus annehmen.

Eine Frage von Frau Dr. Hoffmann lautet, wie die Tempelgesellschaft als Ganzes, von ihrem Selbstverständnis als christlicher Gemeinde her, damit umgeht, wenn einzelne ihrer Mitglieder einer nichtchristlichen Religion angehören. Hierzu möchte ich zitieren, was auf jeder »Warte« gedruckt ist: »Sie (die Tempelgesellschaft) fühlt sich mit allen denjenigen verbunden, die in Verantwortung vor Gott für das Wohl der Menschen eintreten«. Ich glaube, hier ist alles gesagt. Ein Jude, Muslim, Buddhist usw., der seinen Glauben konsequent leben möchte, wird – wie ein Christ – in Verantwortung vor Gott für seine Mitmenschen wirken und dienen wollen.

Wer sich bewußt ist, daß Gott der Urheber und Schöpfer aller Dinge ist, der kann den Geschöpfen Gottes, sei es Mensch, Tier, Gewürm, nicht Unrecht tun. Er ist sich bewußt, daß er jeden Augenblick seines Lebens vor Gott steht. Das ist es, was der galiläische Meister von seinen Nachfolgern erwartete und was ebenfalls auch alle echten nichtchristlichen Propheten und Mystiker lehrten.

So kann auch die Frage beantwortet werden, nach welchen Kriterien man eine Religion beurteilen soll. Der christliche Mystiker Jakob Lorber (1800-1864) schrieb auf die Frage nach der »wahren Kirche« folgende beherzigenswerten Worte: »Auf der Erde gibt es nur *eine* wahre Kirche; und diese ist die LIEBE!«

Lorenz Mayer, Rainer-Maria-Rilke-Weg 10, 67346 Speyer

Noch einmal: Tempel und Islam

Ich möchte eine etwas ausführlichere Antwort auf die in Irene Bouzos Artikel angeschnittene Frage versuchen. Für eine fundierte Antwort sind meine Kenntnisse des Islam zu dürftig:

Ich habe einiges darüber gelesen, weil es mich interessierte und weil ich als Geschichtslehrerin darüber unterrichten mußte;

ich habe im Koran gelesen, nicht so sehr viel;

ich habe ein paar Jahre in der Türkei gelebt und Reisen in die meisten Länder des Nahen Ostens gemacht;

ich verfolge seit Jahren, was in Zeitungen und Zeitschriften über die Entwicklung in islamischen Ländern berichtet wird.

Das ergibt eine gewisse Außenansicht – mir fehlt die Innenansicht, die man nur haben kann, wenn man in einer islamischen Gemeinschaft lebt. Irene Bouzo hat diese Innenansicht und versteht damit vieles sicher besser als ich. Andererseits ist aber eine solche Innenansicht fast immer beschränkt auf den relativ kleinen Kreis, in dem man lebt, und wird damit leicht einseitig. Deshalb scheint es mir gut, sie zu ergänzen durch einen Blick einerseits auf die theoretischen Grundlagen und andererseits auf die Gesamtsituation heute.

Zudem: Es geht in dem Artikel ja z.T. auch um die Tempelgesellschaft, um die Vereinbarkeit beider Glaubenshaltungen, und da, denke ich, sind wir dazu aufgerufen, Stellung zu beziehen.

Das Gottesbild

»Christen und Muslime glauben an *einen* Gott«. In einer Hinsicht stimmt das auf jeden Fall. Alle Religionen sind Wege zu Gott – manche vielleicht ein bißchen gerader und manche krummer –, und alle machen sich Bilder von ihm, die alle notwendig unzulänglich und subjektiv sind, weil wir Gott mit unserem begrenzten Denken nicht erfassen können. Der verborgene Gott hinter den Bildern ist immer derselbe.

Es stimmt noch in einem engeren Sinn. Mohammed ging davon aus, daß es nur *eine* ursprüngliche und umfassende Religion gebe, die diesen Gott verkündete. Er hatte wohl auf seinen Kaufmannsreisen Juden und Christen kennengelernt und glaubte zunächst, daß ihre und seine Religion dasselbe seien, da sie ja alle an den einen, einigen Gott glaubten. Als sich herausstellte, daß das so nicht stimmte und daß Juden und Christen nicht bereit waren, sich ihm anzuschließen, erklärte er das damit, daß diese teilweise von der wahren Religion abgefallen seien. Nur teilweise – deshalb haben Juden und Christen im Islam als »Völker des Buches« einen anderen Rang als die Polytheisten, die Ungläubigen, deshalb werden im Islam auch ihre Propheten anerkannt und ihre heiligen Schriften – nur eben als solche, die seit Mohammed teilweise überholt sind.

Man könnte hinzufügen: da wir, die Templer, nicht an die Dreieinigkeit glauben, steht unserer Gottesvorstellung formal der islamischen näher als der kirchlich-christlichen.

Formal – denn wenn es um den Inhalt des Gottesbildes geht, dann habe ich Zweifel, ob wir an *denselben* Gott glauben. Das erste, was mir beim Lesen des Koran auffiel, war die Allgegenwart von Lohn und Strafe. In meiner Koran-Ausgabe ist hinten ein kleines Register der wichtigsten Begriffe: derjenige, der mit Abstand am häufigsten vorkommt, ist Dschehannam/die Hölle. Dabei wird der Begriff keineswegs immer genannt, wenn von Strafe die Rede ist. Es gibt fast keine Seite, auf der nicht mehrfach betont wird, daß und wie Allah straft: alle Ungläubigen sowieso und die, die Gebote nicht halten, auch. Zwar beginnt jede Sure »Im Namen Allahs, des Erbarmers, des Barmherzigen«, aber konkret wird diese Barmherzigkeit nur darin, daß er die Guten, die Rechtgläubigen belohnt. Das ist nicht mein Gott, und es ist nicht der Gott Jesu.

Noch ein weiterer Punkt fiel mir auf: das immer wiederkehrende »Allah leitet (recht), wen er will, und er führt irre, wen er will« – Prädestination, in der für eine freie Entscheidung des Menschen kein Platz ist. Das ist nicht mein Menschenbild, ganz abgesehen davon, daß das nicht zusammenpaßt mit dem System von Lohn und Strafe.

Ich bin mir durchaus bewußt, daß sich beides, Prädestination und die Vorstellung eines belohnenden und strafenden Gottes, auch an zahlreichen Stellen in der Bibel findet. Aber erstens ist dies dort längst nicht so dominant, es steht immer – auch schon im Alten Testament, viel mehr noch im Neuen – die Vorstellung des vergehenden Gottes daneben und darüber. Und zweitens hat es dort einen anderen Stellenwert, weil die Bibel für die allermeisten Christen nicht oder nicht mehr als Gottes Wort im wörtlichen Sinn gilt. Sie wird als Zeugnis einer religiösen Entwicklung gesehen, es wird unterschieden zwischen wichtigen und weniger wichtigen, zwischen zeitbedingten und allgemein gültigen Teilen.

Die Bedeutung des Buches

Und damit komme ich zum vielleicht wichtigsten Punkt. Im Islam gilt der Koran als Gottes geoffenbartes Wort, somit als unantastbar. In einem Kommentar habe ich gelesen, daß er sogar als präexistent gelte, also von Ewigkeit her, schon vor seiner Verkündigung, bestehend – und demgemäß unantastbar bleibt für alle Ewigkeit, in allen Details.

Das bedeutet, daß Verhaltensregeln, die auf eine Stammesgesellschaft des 7. Jhdts. zugeschnitten sind, für alle Ewigkeit festgeschrieben werden. Und der Koran will, anders als das Neue Testament, nicht nur Verhaltens*normen* geben, sondern genaue Verhaltens*regeln* für alle Lebensverhältnisse, vom Erb- und Familienrecht bis zum Strafrecht, zu Essensvorschriften und Anstandsregeln.

Die Starrheit, die damit programmiert war, wurde allerdings weitgehend dadurch aufgefangen, daß – da der Koran dafür nicht ausreichte, in vielem auch unklar und mehrdeutig ist – sich schon früh eine zweite Grundlage für solche Regeln bildete, die sogenannte »hadith« (Überlieferung), gestützt auf sonstige Aussprüche des Propheten und auf sein – wirkliches oder angebliches – Verhalten, und allmählich noch eine dritte: eine, bzw. mehrere Schulen der Koran-Interpretation durch (Ko-

ran-)Rechtsgelehrte. Vieles, was heute als typisch islamisch gilt – z.B. Verschleierung der Frauen, Beschneidung, Hadsch (Pilgerfahrt nach Mekka) – stammt nicht aus dem Koran, sondern aus dieser Überlieferung. So haben sich Wege gebildet, die eine Entwicklung und Anpassung an veränderte Gegebenheiten möglich machen, und in vieler Hinsicht hat sich der Islam als sehr anpassungsfähig erwiesen.

Ich möchte noch auf zwei Punkte eingehen, die mir wichtig erscheinen. Beim Lesen im Koran wird sehr deutlich, daß der Islam eine Gesetzesreligion ist. Es werden nicht, wie z.B. in den Evangelien, Beispielgeschichten erzählt, aus denen die Leser Grundsätze für ihr Handeln ableiten können, sondern konkrete und genaue Regeln für das Handeln gegeben. Das hat Vor- und Nachteile – aber sowohl Jesus als auch Christoph Hoffmann haben nicht die Einhaltung von Regeln, sondern das allgemeine Handeln und die innere Haltung für wesentlich erklärt.

Der Vorteil der Regeln – Beispiel: Fasten, Vorschriften für das Almosengeben, Gebetszeiten – ist wahrscheinlich, daß im allgemeinen ein höherer Befolgungsgrad erreicht wird; auch daß Religion stärker im Bewußtsein gegenwärtig gehalten wird, umso mehr, als die Nichteinhaltung der Regeln ja mit Strafe im Jenseits bedroht ist. Der Nachteil ist, daß Frömmigkeit sich dann leicht im Einhalten der Regeln erschöpft.

Die Trennung der weltlichen von den geistlichen Dingen

Der letzte Punkt, auf den ich eingehen möchte, ist die Tatsache, daß es im Islam *keine* Trennung zwischen religiöser und weltlicher Sphäre gibt. Irene Bouzo hat das in ihrem Islam-Referat (in einem Abschnitt, der in der »Warte« nicht mitveröffentlicht wurde) als etwas Positives erwähnt, als eine Parallele zu der templerischen Auffassung, daß Religion sich vor allem im täglichen Leben bewähren müsse. Christoph Hoffmann hätte ihr vielleicht recht gegeben, auch er sah für seine christliche Gemeinde eine Leitung durch Älteste vor, denen die Autorität in weltlichen wie in geistlichen Dingen zukam (während er als Abgeordneter in der Paulskirche *für* die Trennung von Kirche und Staat eingetreten war).

Ich sehe darin eine Gefahr. Dieses Ineinsetzen von Weltlichem und Geistlichem zeigt sich im Koran (übrigens ebenso auch in der Thora) in den vielen Vorschriften, die (aus unserer Sicht) rein Weltliches betreffen: Ehe und Scheidung, Kauf und Vertrag, Strafrecht u.a. Es führt (wie im alten Judentum) zu einem Staat, in dem weltliche und geistliche Macht nicht getrennt sind. Schon Mohammed selbst war in Medina zugleich Herrscher und höchste religiöse Autorität, und das gilt theoretisch für alle seine Nachfolger. Praktisch gab es das auch im Christentum, z.B. im frühen Mittelalter, als der Kaiser als Stellvertreter Gottes galt. Aber es war nicht eine Forderung, die sich direkt aus der Bibel ableiten ließ (auch wenn die Päpste das zeitweilig behaupteten).

Das kann gut gehen, unter weisen Herrschern, in undifferenzierten Gesellschaften (die es heute fast nirgends mehr gibt). Aber es birgt eine Reihe von Gefahren, die offenbar werden, sobald diese Bedingungen nicht gegeben sind. Die eine ist

die Unumschränktheit der Macht. Der Herrscher, der im Namen Gottes spricht, kann für alle seine Handlungen die Legitimation der Religion in Anspruch nehmen. Er vertritt die göttliche Wahrheit und fühlt sich verpflichtet, ihr zum Sieg zu verhelfen – das führt fast unweigerlich zum Ende aller Gewissensfreiheit nach innen und zu Glaubenskriegen nach außen.

Eng damit zusammen hängt die Frage der Toleranz. Von ihren Grundlagen her sind alle drei Offenbarungsreligionen intolerant, da sie eine alleinseligmachende Wahrheit vertreten und von daher die Ungläubigen für minderwertig halten.

Im Fall des Judentums hat das keine große Rolle gespielt, weil es sich von Anfang als Religion des Volkes Israel verstand und seit 2000 Jahren nirgends mehr die Macht hatte, seine Wahrheit anderen aufzuzwingen. Heute allerdings versucht die kleine Minderheit orthodoxer Juden in Israel genau das zu tun: der liberal gesinnten Mehrheit ihre Wahrheit – zumindest ihre Regeln – aufzuzwingen.

Das Christentum hat sich – wenigstens in der Mehrheit seiner Vertreter – in den letzten zweihundert Jahren mühsam (und noch längst nicht vollständig) von dieser Einstellung gelöst, z. T. aus Einsicht, zu einem guten Teil aber auch bedingt durch eben die Tatsache, daß mit der Trennung von Kirche und Staat die Kirchen nicht mehr die Macht hatten, ihre Wahrheiten anderen aufzuzwingen.

Der Islam war zwar, aus den genannten Gründen, jahrhundertlang dem Christentum gegenüber toleranter als umgekehrt, aber insgesamt tut sich der Islam heute schwerer als andere Religionen mit der Toleranz gegenüber religiös oder politisch Andersdenkenden, – auch politisch Andersdenkenden, weil zwischen beiden ja nicht unterschieden wird. Beispiel: der – mit Attentaten geführte! – Kampf der Hisbollah und der Hamas gegen Israel. Der Gegensatz ist, aus unserer Sicht, ein politischer, aber der Kampf wird als Glaubenskrieg geführt.

Zwar hat, als im Laufe des 20. Jhdts. in den islamischen Nahost-Staaten eine gebildete Oberschicht entstand, diese zu einem großen Teil auch die westlichen Ideen der Toleranz und der Menschenrechte übernommen. Aber sie befindet sich zur Zeit in der Defensive, denn fast überall in der islamischen Welt, selbst im an sich religiös toleranten Südostasien, ist der Fundamentalismus im aggressiven Vormarsch.

Meine Ausgangsfrage war die Vereinbarkeit von Tempel und Islam, deshalb erwähnte ich hier mehr die Punkte, in denen ich Gegensätze sehe, d.h. – aus unserer Sicht – Negatives. Deshalb will ich zum Schluß auch noch Positives nennen, z.B. die große Offenheit für alle Wissenschaft vom 9. bis etwa zum 12. Jhd., die eine staunenswerte kulturelle Blütezeit hervorgebracht hat (die allerdings heute so nicht mehr gilt), oder die starke soziale Komponente, beruhend auf der Almosenpflicht und den vielen Aufforderungen im Koran, mit den Armen zu teilen. Wie allerdings die von den Fundamentalisten beschworene gerechte moderne islamische Gesellschaft aussehen soll, ist mir bisher nicht klar geworden – die streng islamisch ausgerichteten Länder bieten jedenfalls kein Modell dafür. Aber ein solches Modell hat die Christenheit heute ja auch nicht. Sie gibt es nur offener zu.

Dr. Brigitte Hoffmann, Noltenweg 10, 70597 Stuttgart